

nicht alleine in einem Waldhaus leben.

Takoda ist mir nach oben gefolgt und drängelt sich an mir vorbei in mein Zimmer. Erleichtert ziehe ich die Tür hinter uns zu. Als könnte ich die Tatsachen aussperren. Ich kommentiere meine eigenen Gedanken mit einem verächtlichen Schnaufen.

Mein toter Opa liegt auf dem Sofa.

Muss ich jetzt in ein Heim? Diese Überlegung trifft mich mit voller Wucht. Ich sinke auf mein Bett. Fahle Betonmauern, Kinder in schäbigen Klamotten und klapprige Fahrräder – das Jugendwohnheim in Gottsdorf baut sich erschreckend

klar vor meinen Augen auf. In meinem Kopf hetzen sich Szenen. Fremde Menschen. Ein winziges Zimmer mit einem dunkelbraunen Schrank, dessen Holzfurnier an den Kanten splittert. Immer neue Bilder zucken wie Blitze auf. Zwei Worte attackieren mich in schnellem Wechsel: Heim und Pflegefamilie. Es gibt kein Entkommen. Die Tatsachen lassen sich nicht aussperren, in beängstigenden Schwaden dringen sie durch den Türspalt. Ich muss es machen, wie Opa immer gesagt hat: mit ihnen umgehen.

Am liebsten würde ich so tun, als wäre er gar nicht gestorben.

Etwas flackert in mir auf. Und

wenn? Wenn ich es niemandem sage?
Noch nicht einmal Janka?

Janka! Der Gedanke an sie setzt eine neue Kette in Gang. Es ist Montag. Ich muss zur Schule. Der Himmel sieht nach halb sieben aus. Ich hängele mich quer über das Bett und greife nach dem Wecker. Fast sieben Uhr. Wenn ich ohne Erklärung nicht in der Schule erscheine, rufen Lehrer an, und spätestens am Nachmittag steht Janka vor der Tür.

Schwerfällig rappele ich mich auf, fummele mein Handy aus der Hosentasche und tippe eine Nachricht: »Schlimme Magen-Darm-Grippe. Komme heute nicht zur Schule. Kannst du Tesslaff Bescheid

sagen?«

Jankas Antwort kommt sofort. »Oh, du Ärmste. Mache ich. Gute Besserung. Hoffentlich lag es nicht an meinem Auflauf. Komme dann nachher vorbei. Drücker.«

Schnell schreibe ich zurück: »Nee, der Auflauf war es nicht. Opa auch krank. Nicht kommen. Bestimmt ansteckend.«

Dieses Mal dauert es etwas länger, bis mein Handy wieder piept. Wahrscheinlich fährt Janka gerade mit dem Fahrrad zum Bus. Ihr Weg ist nicht so weit wie meiner, weil sie direkt in der Ortsmitte von Wieben wohnt, aber sie nimmt trotzdem das Rad. Wir gehen seit Jahren in

dieselbe Klasse und fahren immer zusammen mit dem Bus. Im Geiste verfolge ich Jankas Weg und male mir aus, wie sie sich an der Haltestelle vom Fahrrad schwingt, ihre blonden Haare hinter das Ohr klemmt, im Rucksack nach dem Schlüssel kramt, das Schloss um Zaun und Rad schlingt und ihr Handy aus der Hosentasche zieht.

In diesem Moment piept es. »Okay, dann rufe ich nachher an.«

Erleichtert lasse ich mich zurücksinken.

Ich fühle mich wie von einem Trecker überrollt. Schwach klopfe ich mit der Hand auf die Matratze. Normalerweise darf Takoda nicht ins